

HANSER



Najem Wali

Reise in das Herz des Feindes

Ein Iraker in Israel

Übersetzt aus dem Arabischen von Imke Ahlf-Wien

ISBN: 978-3-446-23302-7

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser.de/978-3-446-23302-7>

sowie im Buchhandel.

Auf dem Weg ins Feindesland

I

»Du wirst das Feindesland besuchen?« Dies waren die ungläubigen Worte eines irakischen Freundes, als ich ihm von meinem Entschluss erzählte, nach Israel zu reisen. Ich dachte, es sei ironisch gemeint, da Israel für die meisten Iraker schon lange nicht mehr das »Feindesland« ist. Aber aus seinem Tonfall war noch ein Rest von jener ursprünglichen Angst herauszuhören. Wer ein Leben lang den Albtraum des arabisch-israelischen Konflikts erlebt hat, ersehnt nichts anderes, als sich von diesem alten, sein ganzes Dasein belastenden Erbe endlich zu befreien. Seit der Ausrufung des Staates Israel am 14. Mai 1948, vor sechzig Jahren, ist Israel für die arabischen Staaten – zumindest in der öffentlichen Meinung – das »Feindesland« Nummer eins geblieben. In den Medien wird der Name dieses Landes nie ohne das Attribut »Feind« erwähnt. Neutrale Beiworte werden nicht verwendet. Es kann alles Mögliche sein; es darf nur nicht mit dem Staat zu tun haben, der Mitglied der Vereinten Nationen ist und mal als »Kleinstaat Israel«, mal als »zionistische Entität« oder als »Staat der zionistischen Banden« oder als »angebliches Israel« bezeichnet wird. Das nationalistische arabische Vokabular führt eine Vielzahl von Begriffen auf, doch ist im Arabischen die Bezeichnung »Feindesland« für Israel die am weitesten verbreitete. Es gab vier arabisch-israelische Kriege: den Krieg von 1948, die Suezkrise 1956, den Sechstagekrieg im Juni 1967 und den Jom-Kippur-Krieg 1973. Hinzu kamen die Auseinandersetzungen im Libanon, zwei große und

zahllose kleine, ganz zu schweigen von den ständigen Gefechten zwischen den Palästinensern und den israelischen Besatzern in der Westbank und im Gazastreifen. Dieser ununterbrochene Kriegszustand hat die Menschen in der Region erschöpft und den Tod zu einer bleibenden Erscheinung gemacht, ohne dass sich am Horizont ein Hoffnungsschimmer zeigt. Nach den Friedensverträgen mit Ägypten (1979) und Jordanien (1994) begannen zumindest in den Medien von Kairo und Amman die Auseinandersetzungen über den »Staat Israel«. Denn wer geglaubt hatte, dass sich der Frieden in der Region rasch festige und die Ausübung von politischem Druck die Beziehungen zwischen Israel und seinen Vertragspartnern maßgeblich verbessere, wurde enttäuscht. In Wahrheit ist bei den Politikern auf beiden Seiten der »Friedens-Tango« beliebt; sie tanzen ihn zu wechselnden Anlässen und pendeln zwischen Wollen und Nichtwollen. Es gibt Falken auf israelischer und auf arabischer Seite. Wann immer man – in den kurzen Friedenszeiten – optimistisch in die Zukunft blickt, wird einem bewusst, wie schnell man diesen Optimismus vergessen muss. Kaum hat man Luft geholt, spürt man auch schon den rauhen Wind eines heraufziehenden Krieges, in den sich die Falken beider Seiten stürzen wollen. Den Israelis, die nach der Aufnahme von diplomatischen Beziehungen endlich die Gelegenheit ergriffen hatten, arabische Länder zu bereisen und ihre Menschen kennenzulernen, wurde der Besuch zu einem Abenteuer. Wir stehen vor einer äußerst komplexen Problematik und sind nahe daran, einer völlig unverständlichen politischen Paranoia wegen zu verzweifeln. Dies gilt vor allem für jene, die diesen Konflikt seit vielen Jahren tagtäglich erleben.

Wenn in Israel oder im Nahen Osten jemand zur Welt kommt, dann saugt er die Geschichte des arabisch-israelischen Konflikts mit der Muttermilch auf. Israel wurde acht Jahre vor meiner Geburt gegründet. Stets musste ich mir die Worte anhören: »Du wurdest wenige Tage vor dem Suezkrieg geboren.« Niemand erklärte mir jedoch, was es mit diesem Suezkrieg auf sich hatte!

Im Lauf der Jahre beginnt man dann, ob man will oder nicht, zu begreifen, dass sich die Auseinandersetzungen immer um Israel drehen werden. Ein Kind, das ein bisschen aufgeweckt ist, wird erkennen, dass das vor ihm ablaufende Gespräch über den arabisch-israelischen Konflikt eigentlich einen inneren Konflikt zum Ausdruck bringt. Denn viel mehr als um einen Konflikt zwischen Nationen handelt es sich um einen Kampf um die richtige Weltanschauung: Die erste ist »links gerichtet« und bevorzugt derzeit die Anerkennung des Staates Israel in den Grenzen, wie sie 1947 von den Vereinten Nationen in dem bekannten Teilungsbeschluss vorgeschlagen wurden. Dieser Beschluss empfahl die Gründung zweier Staaten auf palästinensischem Boden: einen hebräischen und einen arabischen Staat. Die zweite ist die offiziell-nationalistische, die durch Medienmacht und politischen Dogmatismus einen Großteil der Bevölkerung beeinflusst: Israel sei ein ins Herz der arabischen Nationen eingepflanztes Krebsgeschwür, das man ausmerzen müsse – so die Propaganda der chauvinistischen Araber.

Nach dem Sechstagekrieg im Juni 1967, dem Debakel vom 5. Juni, oder – wie die Araber es mit dem nationalistischen Vokabular formulieren – der »vorläufigen Niederlage des Juni«, verschärfen sich die Auseinandersetzungen und wurden immer aussichtsloser. Selbst für einen kleinen Jungen wie mich war Israel zu jeder Gelegenheit als der »Kleinstaat« Israel gegenwärtig, der offiziell »der von Amerika erschaffene Kleinstaat« hieß, um »die arabische Nation in Teilnahmslosigkeit verharren zu lassen«. Das Thema Palästina, das »von den Juden in Beschlag genommen« worden war, hemmte unsere eigene Entwicklung.

Es gab eine Frage, die mich schon früh beschäftigte und auf die ich damals keine Antwort fand: Wie konnte es diesem scheinbar unbesiegbaren Land gelingen, »die arabische Nation in Lethargie versinken zu lassen«, was die offiziellen Reden glauben machten? Wie konnte Israel die Araber mehr als einmal besiegen? Warum riefen die arabischen Herrscher stets dazu auf, »jeden Quadraten-

timeter von Palästina zu befreien«? Warum glaubten diese Militärs, dass das Ende »des Kleinstaats der zionistischen Banden« unweigerlich bevorstünde und Israel »über kurz oder lang von der Landkarte verschwinden würde«? Und warum glaubten die Menschen den auf Versammlungen ständig wiederholten Worten dieser Militärs? Warum rief keiner: »Wir haben genug von euren Heucheleien, mit denen ihr uns seit Jahrzehnten in den Ohren liegt! Ist es nicht endlich an der Zeit, dass ihr aus eurer Teilnahmslosigkeit erwacht?«

Auf der Suche nach Antworten half mir das Buch *Zur Judenfrage* von Karl Marx, einen historischen Blick auf die jüdische Problematik zu werfen. Denn ich verstand damals nicht den Zusammenhang zwischen der Judenverfolgung und der Palästinafrage. Nicht einmal der Aufsatz des Philosophen Jean-Paul Sartre über diesen Gegenstand in einem bei uns »verbotenen« Buch, das ich von einem Nachbarn bekommen hatte, der als Soldat in Jordanien stationiert war, wo unzensierte Bücher aus Beirut leichter erhältlich waren, half mir, eine Antwort auf die einfache Frage zu finden, warum die Palästinenser zu Opfern von Opfern wurden, die der Hölle der Nazis entronnen waren. Vielleicht musste ich abwarten, bis der französische Philosoph 1967 Israel besuchte, um mir seinen existentialistischen Grundsatz zu eigen zu machen: Lerne erst den anderen kennen, bevor du dir eine Meinung über ihn bildest!

Ich glaube, dieser Besuch Sartres, der die Gründung Israels ausdrücklich unterstützt hatte, war für arabische Intellektuelle wie wir, die in ihm den Hauptvertreter des Existentialismus verehrten, eine Prüfung. Sollten wir den existentialistischen Weg weiterverfolgen oder ihn – wegen Sartres proisraelischer Haltung – aufgeben? Den Weg weiterzuverfolgen bedeutete, zu akzeptieren, dass die Juden neben den Arabern in Palästina lebten und beide Seiten verpflichtet waren, ohne Einmischung eines Dritten nach einer Lösung zu suchen, die beide Völker zufriedenstellte.

Am Beispiel des Existenzialismus wird deutlich, wie sehr das Palästinaproblem alle Bereiche des öffentlichen Lebens verein-

nahmte. Es ist das zentrale Thema in den arabischen Gesellschaften, um das sich Legenden ranken, es ist der elend utopische »arabische« Traum, in Frieden zu leben. Die Heimaterde ist verloren, weil »zionistische Banden« sie an sich gerissen haben – so die offizielle Lesart in Schulbüchern wie auch in Presse und Rundfunk. Kein Leben ohne Palästina, kein Frieden, ohne jeden Quadratzentimeter zurückerobert zu haben, kein Frieden, ohne den Felsendom vom »zionistischen Abschaum« befreit zu haben – ganz gleich, wie viele Tote wir beklagen müssen, auch wenn ihre Zahl die der Vertriebenen übersteigt, die die israelische Armee aus ihren Dörfern gejagt hat. Wichtig ist für die Araber nur, den Traum zu verwirklichen. Die Menschen sterben freiwillig, sie sind zutiefst überzeugt, dass »Jerusalem und der Felsendom uns gehören«. Genauso haben sie verinnerlicht, dass »durch unsere Hände der Glanz Jerusalems zurückkehren« und »der Jordan von den Fußspuren der Wilden rein gewaschen werden« wird. Diese Worte stammen von den Brüdern Rahbani, die libanesischen Christen sind, und wurden von der berühmten Sängerin Fairuz gesungen, die ebenfalls libanesischen Christin und mit einem der Brüder verheiratet ist. Gegenüber den nationalistischen Parolen war selbst das im christlichen Glauben verankerte Prinzip von Vergebung machtlos.

Solche demagogischen Ausdrücke und pseudorevolutionären Reden, die die »Massen« anfeuern sollen, sich mit Waffengewalt für Palästina einzusetzen, sind uns von Kindheit an bekannt. Selbst wenn die Schüler einen Aufsatz über ihre Sommerferien schreiben sollten, mussten sie Palästina erwähnen. »Als ich mit meinem Großvater in einem Café saß«, erzählten sie beispielsweise, »trat auf einmal eine Bettlerin mit ihrer Tochter ein. Ich fragte meinen Großvater: ›Warum bettelt diese Frau?‹ Und er antwortete: ›Weil sie ein Flüchtling aus Palästina ist. Die zionistischen Feinde haben sie von ihrem Land vertrieben.« Und dann fuhr der Schüler in der obligaten Art und Weise fort: »Aber was Palästina betrifft, so ...« Alles geschah für Palästina. Der Machthaber, der während seiner Gewaltherrschaft Menschen ins Gefängnis warf und nach Lust

und Laune tötete, tat dies im Namen der Befreiung Palästinas. Der Offizier, der die Soldaten seiner Einheit unterdrückte, tat dies im Namen Palästinas. Der Diktator, der zahlreiche Kriege vom Zaune brach, tat dies im Namen Palästinas. »Der Weg nach Jerusalem führt über Abadan« – dies war der Wahlspruch, den sich Saddam Hussein im iranisch-irakischen Krieg zu eigen machte. Erst später, als er Kuwait überfiel, ersetzte er die iranische Grenzstadt Abadan durch Kuwait. »Ich habe oft gesagt, dass Jerusalem zuerst befreit wird und dann der Golan«, so der frühere syrische Ministerpräsident Hafiz al-Assad in einer seiner »revolutionären« Reden. (Genauso wenig wie Saddam erklärte er uns, wie er Jerusalem befreien will, ohne den Golan zu überqueren. Aber das ist ein anderes Thema ... Die arabischen Generale bräuchten allesamt Geografieunterricht!) Alles im Namen Palästinas. Dies ging so weit, dass die Baath-Regierung in Syrien eines ihrer brutalen Geheimdienstgefängnisse »Palästina-Gefängnis« nannte. Solche pseudorevolutionären Reden schmücken die meisten Feuilletons unserer Tageszeitungen und Zeitschriften. Der Intellektuelle, der gegen die Selbstmordattentate Stellung bezieht und zum Frieden aufruft, wird der Kapitulation bezichtigt. Wenn er Israel besucht, wird er der Spionage verdächtigt. Wer wagt also überhaupt noch, einen Gedanken darauf zu verschwenden, in das »Feindesland« Israel zu reisen?

Wenn Jean-Paul Sartre die Friedenshorizonte im Nahen Osten »positiv« beeinflusste, liegen die Gründe hierfür in den Voraussetzungen zu seiner Israelreise. Bei seinem Besuch rief der französische Philosoph die arabischen und israelischen Intellektuellen auf, sich an einem Tisch zusammzusetzen und miteinander zu sprechen. Ich fühlte mich seinerzeit trotz meines jungen Alters verpflichtet, dieser Aufforderung nachzukommen, weil kein anderer als er meine Neugier in die richtige Richtung lenkte: mit dem anderen, dem »Andersartigen« zu reden. Für jemand wie mich, der sein Bewusstsein schärfen wollte, indem er sich von der Konstruktion der Feinde, insbesondere der Erfindung »imaginärer« Feinde, ab-

wandte, war es naheliegend, das »Feindesland« zu besuchen, den »Staat Israel«, wie er im respektvollen Umgang genannt wird, weil er die erste existentialistische Wahrheit anerkennt: Es gibt keinen Frieden, ohne unmittelbar mit dem anderen zu sprechen und seine Lebensweise kennenzulernen.

Über etwas nachzudenken und es in die Tat umzusetzen, sind aber zwei verschiedene Dinge. Der tatsächliche Besuch Israels war für mich bis zum Frühjahr 2007, als ich zu der von der Universität von Haifa organisierten Konferenz »Quo vadis, Irak?« eingeladen wurde, eine Phantasie. Wie sollte ein derartiger Besuch in die Tat umgesetzt werden, wo doch die Einreise eine so große Gefahr bedeutete? Bis 2003 stand in den irakischen Reisepässen und auf den Ausreisevisa: »Alle Länder der Welt außer Israel«. Es genügt sich vorzustellen, dass die Ein- und Ausreise nach Iran, einem Land, gegen das der Irak einen acht Jahre dauernden Krieg führte, dem nahezu eine Million Menschen zum Opfer fielen, keine solche Gefahr darstellte wie der Besuch Israels. Die Angst, das »Feindesland« Israel zu bereisen, schleppt man ein Leben lang mit sich herum. Bis auf den heutigen Tag, sechzig Jahre nach der Gründung des Staates Israel, ist die Reise in dieses Land immer noch ein Abenteuer mit ungewissem Ausgang. Sicher ist nur, dass dieser Besuch bei den israelischen »Gastgebern« Zweifel erregen wird, da sie in der Mehrzahl das Abenteuer, in das sich der Fremde stürzt, nicht nachvollziehen können. Und noch eins ist gewiss: Sollte ihm eine Verständigung mit den Israelis gelingen, dann wird es für ihn schwierig, wenn nicht unmöglich, in seinem Heimatland von seiner Reise nach Israel zu berichten, als handle es sich um irgendeine Urlaubstour. Es spielt dabei keine Rolle, ob er Angehöriger eines Volkes ist, das mit Israel ein Friedensabkommen geschlossen hat – wie Ägypten oder Jordanien oder die Palästinensische Autonomiebehörde – oder ob er wie ich eine ausländische Staatsangehörigkeit erworben hat. Im nationalistischen arabischen Verständnis bleibt der »Araber« Mitglied des »arabischen Stammes«, auch wenn dieser arabische »Stammesstaat« nie eine Bedeutung für ihn hatte

oder er gar nichts von dessen Bestehen wusste, das ihm ohnehin nichts bedeutet hätte. Man erinnert sich nur in Zusammenhang mit Israel daran. Und Israel darf nicht besucht werden. Denn das ist ein Verbrechen, das irgendein Artikel des »Grundgesetzes« bestraft. Es empfiehlt »die Bestrafung all jener, die der Verführung erlegen sind, sich mit dem Feind einzulassen«. Die Anklage lautet: Hochverrat. Und die Strafe ist nicht minder deutlich: Hinrichtung. Der Besucher wird zum ersten Mal bemerken, dass sein Land ein »Grundgesetz« besitzt, aber diese Entdeckung kommt zu spät. Sollte er sich der Festnahme und dem Verhör auf Verdacht des Hochverrats entzogen haben, so wird man womöglich seine Familie verhaften und sie Verfolgung und Vertreibung aussetzen, ja die »verräterische« Familie in den Ruin treiben. Warum aber fürchten sich die arabischen Länder, sogar jene, die Friedensverträge mit Tel Aviv abgeschlossen haben, vor der Israelreise eines ihrer Staatsbürger? Haben sie Angst, dass der Landsmann sich mit eigenen Augen ein völlig anderes Bild machen könnte als das ihrer offiziellen Geschichtsschreibung? Dass er die einfache Wahrheit durchschaut, die besagt: Der Stillstand, der Verfall und die Verwüstung der arabischen Gesellschaften hängen nur in einer Hinsicht mit dem arabisch-israelischen Konflikt zusammen: Der Frieden mit Israel wäre das Ende des Opiumrausches, mit dem die arabischen Herrscher, diese Könige und Militärs, ihre Völker betäuben. Die Wirtschaftskrisen, die Verschlechterung des Bildungsniveaus, die Ausbreitung des Islamismus haben mit dem Fehlen von Demokratie und den korrupten Herrscherfamilien, ihrer Prunksucht und ihrer Geringschätzung für ihre Völker zu tun – und nicht mit dem arabisch-israelischen Konflikt. Die natürlichen Rohstoffquellen und die menschliche Arbeitskraft würden in den arabischen Ländern ausreichen, einen wirtschaftlichen Aufschwung in Gang zu setzen. Was aber sehen wir heute? Die Auflösung der Mittelschicht, weil die Politik die persönlichen Freiheiten beschneidet. Bestechung und Günstlingswirtschaft greifen um sich; die Tüchtigen und Gebildeten wandern aus. Es gibt mehr arabische Ärzte, Ingenieure

und Professoren in jeder westeuropäischen Metropole als in den arabischen Hauptstädten. Was hat Israel damit zu tun? Und warum fürchten sich die arabischen Staaten davor, dass einer ihrer Landsleute nach Israel reist, wenn sie von ihrer eigenen Staatsführung überzeugt sind? Haben sie Angst, der Reisende könnte den sogenannten »Arabern von 48« begegnen, den Palästinensern, die die israelische Armee 1948 nicht aus ihren Dörfern und Städten zu vertreiben vermochte? Würde der Reisende diese Palästinenser sehen, die dieselben Rechte genießen wie die anderen israelischen Staatsbürger, frei ihre Meinung äußern und ihre Bräuche und Traditionen pflegen, ohne Furcht, im Gefängnis zu landen? Würde er Palästinenser treffen, die ihre Volksvertreter in Stadtverwaltung und Parlament wählen und ihre eigenen politischen Parteien gründen? Haben die arabischen Regierungen Angst, er könne die Lage dieser Leute mit der seinen vergleichen oder mit der Lage der Palästinenser, die in seinem Land leben? Könnte er das ihnen zugefügte Unrecht aufdecken, den Verrat, dem sie ein Leben lang im Namen »des besetzten Palästinas« ausgesetzt sind? Israel hat die Demokratie seiner Bürger unter dem Druck des Krieges gegen »den Feind« schließlich auch nicht aufgehoben – anders als die arabischen Länder, die auf ihre Bürger pfeifen!